

# Festival : XXème Black Movie

Autor(en): **Schmid, Dominic**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Filmbulletin : Zeitschrift für Film und Kino**

Band (Jahr): **61 (2019)**

Heft 377

PDF erstellt am: **01.07.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-863080>

## **Nutzungsbedingungen**

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

## **Haftungsausschluss**

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

# Festival

Das Genfer Filmfestival Black Movie zeigte schon Werke von Apichatpong Weerasethakul, Tsai Ming-liang, Wang Bing und Lav Diaz, bevor diese Festival-mainstream wurden. In seiner 20. Ausgabe stellt es Fragen nach dem Neuen, welches das Andere ist.

## XXème Black Movie

Prägnant und selbstbewusst hängt das Plakat in der Stadt Genf, mit zwei neonfarbig leuchtenden X. Diese stehen nicht etwa für pornografische Inhalte, sondern für das 20. Jubiläum eines Filmfestivals, das sich seit seiner Gründung als international, politisch und avantgardistisch-herausfordernd versteht und die weniger geläufigen Kinolandschaften des globalen Südens und Ostens in den Mittelpunkt rückt. Bei der Betrachtung des Programms des *Festival international de films indépendants* merkt man, dass die Doppeldeutigkeit des Logos gewollt ist: Die Festivalleitung unter *Kate Reidy* und *Maria Watzlawick* widmete dieses Jahr die Retrospektive dem Japaner *Kōji Wakamatsu*, der das Pornografische mit dem radikal Politischen im Pink-Kino der Sechzigerjahre kurzschloss. Doch die Interessen von Black Movie sind vielfältiger.

Mehr als andere Filmfestivals, die geografisch oder thematisch entweder noch mehr oder zu wenig spezialisiert sind, stellt Black Movie immer wieder implizit eine bestimmte Frage: Was bedeutet es, die Geschichte von jemand anderem zu erzählen?

Ein Grund, weshalb diese Frage am Genfer Festival öfter aufzutau- chen scheint als anderswo, liegt im Fokus auf Länder und kulturelle Kontexte, deren Stimmen hierzulande in der Regel kaum vernommen werden. Ein anderer im expliziten Interesse sowohl für die ästhetischen Möglichkeiten als auch für die filmpraktischen Schwierigkeiten und Fallstricke eines solchen Kinos, von der Finanzierung und der Produktion bis hin zu Aufführung und Besprechung. Zurück zur einfachen Frage: Wer erzählt von wem, und was folgt daraus?

Relativ einfach scheint die Sache beim klassischen Dokumentar- oder Porträtfilm zu liegen, wobei das Festival durch bloss vier Filme das ganze Spektrum der Problematik aufdeckt. *Martín Farinas Mujer nomade* ist in Kooperation mit der porträtierten Person entstanden, der argentinischen Philosophin *Esther Díaz*. Dass gerade das Porträt einer Erkenntnistheoretikerin mit faszinierender Biografie und noch faszinierenderem Auftreten einer Symbiose zwischen Porträtiertem und Porträtierer am nächsten kommt, ist wohl kein Zufall. *Díaz* legt im Film alles offen – von ihrem Alterungsprozess über ihre seelischen Wunden bis zu ihrer Sexualität –, wahrt dabei aber stets ein letztes Geheimnis und bleibt undurchdrungen.

Viel distanzierter verhält sich die Regisseurin *Lucrecia Martel* in *Años luz*. Ihr anfänglicher Widerwille, sich bei der Inszenierung ihres Meisterwerks *Zama* von *Manuel Abramovich* beobachten zu lassen, legt das Spannungsfeld zwischen dem Privaten und dem Öffentlichen während der Schöpfung eines Films offen.

*Alassane Diago* wiederum hat mit *Rencontrer mon père* einen Film gemacht, der (zumindest anfangs) gegen den ausdrücklichen Willen seines Protagonisten entstanden ist. Zwecks einer forcierten Familienzusammenführung besucht der junge senegalesische Regisseur seinen in den Gabon emigrierten Vater, um diesen damit zu konfrontieren, dass er seine Erstfamilie im Stich gelassen hatte. Die schmerzhaften, von einer statischen Kamera eingefangenen Dialoge ähneln einem Verhör, bei dem der Vater sich nicht nur seinem Sohn, sondern jener Öffentlichkeit gegenüber verantworten muss, die jeder Film unweigerlich schafft. Nicht zuletzt darum gab der Film Anstoss zu engagierten Diskussionen in den Cafés und Bars des Festivals.

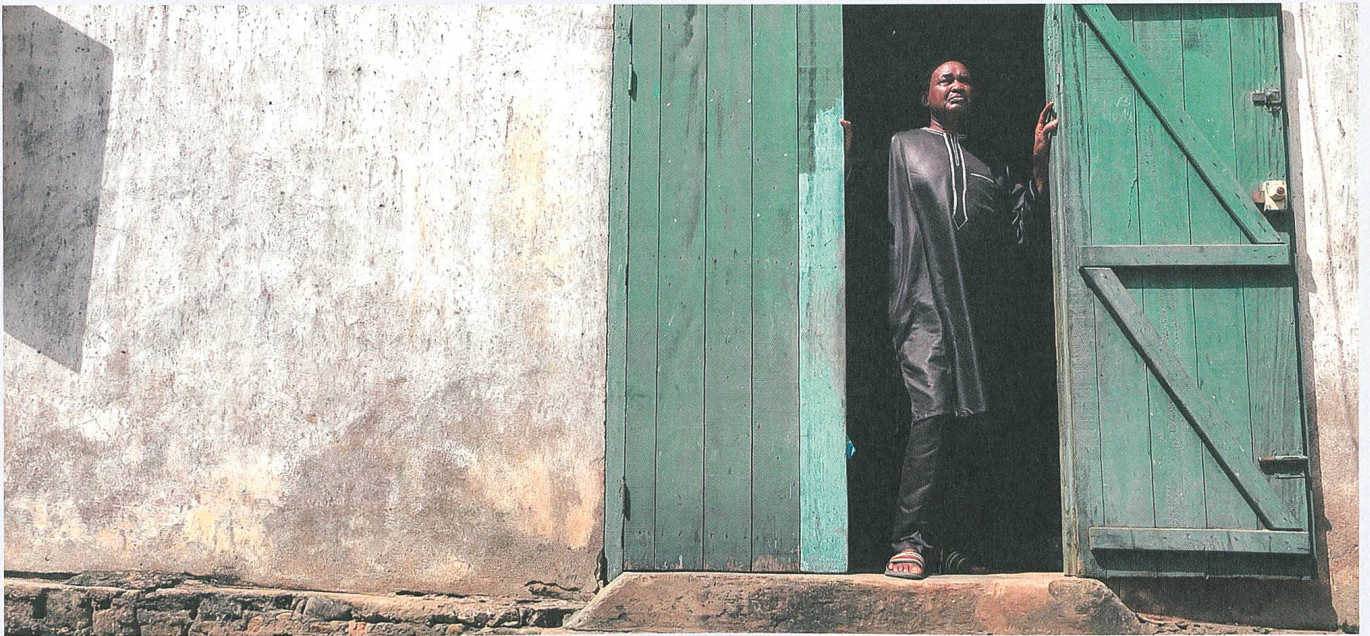
Der wohl interessanteste, von der Kritikerjury mit dem Hauptpreis ausgezeichnete (und auch Oscar-nominierte) Beitrag befindet sich am äussersten Ende oder sogar schon jenseits des hier aufgemachten Spektrums. *Talal Derki* fragt in *Of Fathers and Sons* seine Protagonisten, einen Kämpfer der Al-Nusra-Front in Syrien und dessen Familie, zwar um Erlaubnis, täuscht aber, um überhaupt die Möglichkeit eines Zugangs zu erhalten, Sympathien vor, wo es keine Sympathien geben kann. Der Film würde ohne die Täuschung seiner Figuren durch den Regisseur gar nicht existieren – eine Täuschung, die über mehrere Jahre aufrechterhalten wurde.

Gleichzeitig ist der auf diese Weise gewonnene Zugang von einer solchen Dringlichkeit und sensationellen Rarität, dass einem mehr als einmal der Atem stockt. Am Ende liefert die überraschende und aufrichtige Empathie, die *Derki* seinen Protagonisten gegenüber aufzubringen und auch auf die Zuschauer\_innen zu übertragen vermag, die wohl beste Erklärung dafür, weshalb die Täuschung keine grössere Empörung unter den Dokumentartheoretiker\_innen provoziert.

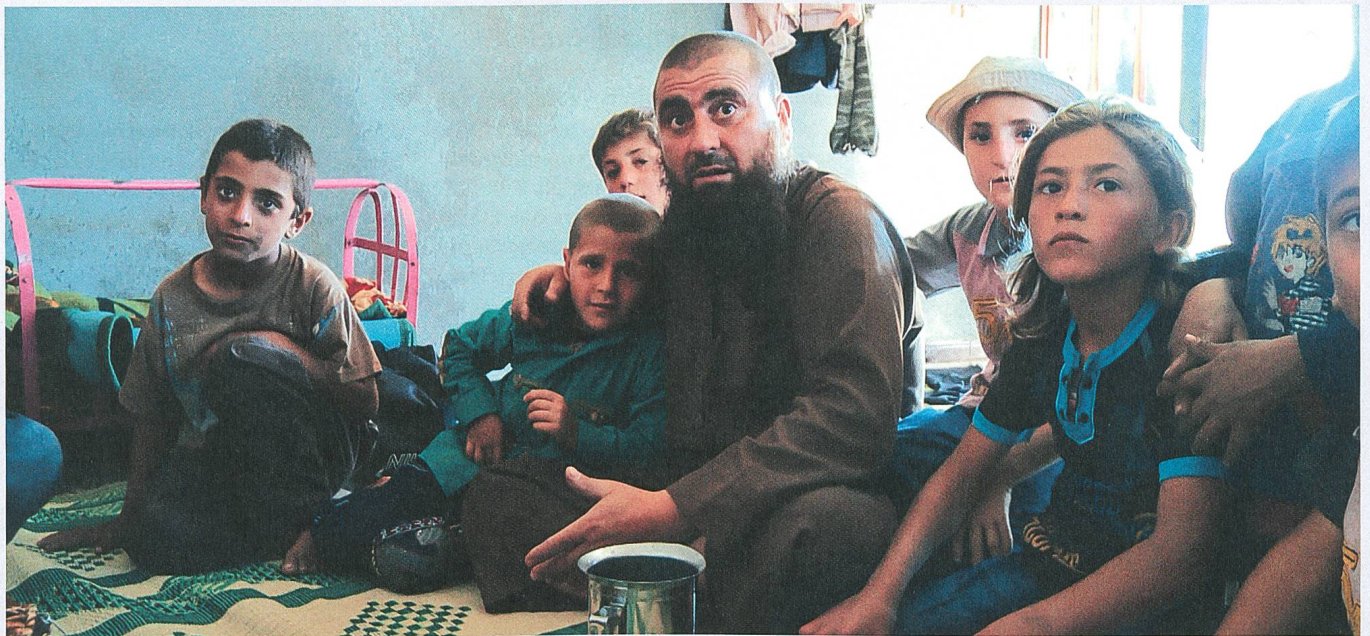
Der seit einigen Jahren anhaltende Trend zu sozialrealistischen Dokufiktionen, die reale Personen in einem ihrer Biografie entnommenen, aber dramaturgisch gestalteten Szenario agieren lassen, war am Black Movie in Gestalt gleich mehrerer gelungener Vertreter des Genres präsent. Da das Format gerade die Diskrepanz zwischen vorgegebenem Ideal und Realität treffend zu erfassen vermag, spielen die Filme oft in wirtschaftlich abgehängten Gebieten eigentlich fortschrittlicher und wohlhabender Staaten. Der grossartige *Entre dos aguas* des Katalone *Isaki Lacuesta* etwa erzählt von zwei Roma-Brüdern, die in der Küstenregion Andalusiens versuchen, in einer Gesellschaft zurechtzukommen, die mit ihren eigenen Männlichkeitsidealen nicht mehr vereinbar ist.

Der nicht minder beeindruckende *Life and Nothing More* von *Antonio Méndez Esparza* erzählt mehr über die von Klassen- und Ethnienfragen geprägte soziale Situation des US-Südens als so manch sich politisch eindeutig positionierender Beitrag, weil die Darsteller\_innen ihre eigenen Stärken wie Verletzlichkeiten in das halbfiktionale Szenario hineinbringen. Auch spielt jener berühmte Blick von aussen eine Rolle, womit wir – gerade in Zeiten des mit höchster Schärfe geführten Diskurses um Identität und Repräsentation – wieder bei der Frage angelangt sind, was es bedeutet, vom Leben eines anderen zu erzählen.

Ein wichtiger Faktor dürfte dabei sein, dem anderen aufmerksam zuzuhören, vor allem, wenn sich dieser nicht in einer Machtposition befindet. Nicht zuletzt bedingt dies eine Zurückhaltung betreffend die eigenen politischen, moralischen und ästhetischen Urteile. Solche lassen sich anhand eines herausfordernden Filmfestivals wie Black Movie umso besser neu formulieren. *Dominic Schmid*



Rencontrer mon père (2018) Regie: Alassane Diago



Of Fathers and Sons (2017) Regie: Talal Derki



Años luz (2017) Regie: Manuel Abramovich